

Peterchen

Eine wahre Erzählung

Kristina Roy

Einer der fröhlichsten und oft auch der übermütigsten Hirtenjungen von T. war Peter M. Es kümmerte ihn nicht, dass er arme Eltern hatte, denn er war gesund und stark. Wie oft malte sich sein Vater aus, was für eine Hilfe er an ihm haben würde, wenn Peter erst erwachsen wäre. Auch Peter stellte sich seine Zukunft sehr schön vor.

Es war ein schöner Herbsttag; die Bäume und Sträucher prangten in den schönsten Farben. Das Leben auf dem Feld war für die Kinder eine Wohltat. Die Sonne strahlte, aber ein Wind blies über die Höhen und Stoppelfelder. Die Hirtenjungen, die am Feldrain die Kühe weideten, hatten ihre Jacken nur über die Schultern gehängt, und weil an Peters Jacke neulich beim Spiel ein Knopf abgerissen war, hatte er sie mit einem Bindfaden zusammengebunden.

Auf dem Feld hatten die Jungen ein Feuerchen gemacht und brieten Kartoffeln. Peter lag bei dem Feuer und hatte die Hände unter dem Kopf verschränkt. Seine Kuh weidete auf der nahen Wiese; sie machte ihm keine Sorgen. Pfeifend blickte der Junge mit seinen klaren blauen Augen in die herbstliche Welt. Es war alles so schön: der Himmel und die Erde. Über seinem Kopf flogen die Wildgänse und schnatterten, als wollten sie rufen: „Ade, Peter, schau uns gut an, denn du wirst uns nie mehr wiedersehen.“ Er wollte sie zählen, aber sie stiegen höher und höher und entschwanden seinen Blicken.

Das Feuer war inzwischen niedergebrannt. Peter sprang auf und holte die Kartoffeln aus der Asche.

„Jungens, kommt, sie sind schon gar!“ rief er den Kameraden zu. Sie kamen herbei und ließen es sich schmecken. Es geht doch nichts über solche auf dem Feld gebratenen Kartoffeln. Welch eine Freiheit war das in diesem wunderbaren Speisesaal, wo die Sonne jedem von ihnen eine Strahlenkrone aufsetzte und der Wind die Tafelmusik spielte. Plötzlich zog ein Junge drei Möhren aus seiner Tasche und gab Peter die größte. Dieser griff nach seinem Taschenmesser, mit dem er bei jeder Gelegenheit prahlte, schabte die Möhre und wollte sich's schmecken lassen.

Aber die Freude dauerte nicht lange, denn seine Kuh war unruhig geworden; er musste sie zurückholen. Sie wollte mit aller Gewalt ins Kleefeld des Nachbarn, und er konnte sie einfach nicht wieder herausbekommen. Peter hatte sich beim Laufen so erhitzt, dass ihm der Schweiß auf der Stirn stand; außerdem behinderte ihn die Jacke, da er sie nicht aufknöpfen konnte. Der Bindfaden hatte sich, als er ihn lösen wollte, noch mehr verknotet. Er quälte sich vergeblich damit. „Peter, komm, die Sonne geht schon unter“, riefen seine Kameraden. Sie ging wirklich schon unter; so feurig und purpurrot übergoss sie die ganze Landschaft mit flüssigem Gold, als wollte sie Peter noch einmal all diese Herrlichkeiten zeigen, bevor sie hinter den Bergen verschwand.

Dann war sie untergegangen, für unseren Peter für immer! Denn in diesem Moment durchschnitt der Junge aufgebracht den Bindfaden an der Jacke. Der Knoten gab der Gewalt nach, aber dabei glitt das Messer ab, und Peter sank mit einem furchtbaren Aufschrei zu Boden. Als ihn die erschrockenen Kameraden aufhoben, war sein Gesicht mit Blut überströmt und das rechte Auge ausgestochen. Wie sie mit ihm nach Hause gekommen waren, konnten sie später selbst nicht mehr sagen.

Was für ein Kummer war das für die betäubten Eltern! Es dauerte lange, bis der arme Junge so weit genesen war, dass er wieder aufstehen konnte. Zwar war ihm noch ein Auge geblieben, aber durch den starken Blutverlust war auch dieses sehr geschwächt und trübe. Nun sah er niemals mehr die Wildgänse fliegen; nicht umsonst hatten sie dort von ihm Abschied genommen. Was war aus all den Hoffnungen des Jungen und seines Vaters geworden? Alle waren in einem Augenblick verloren. Die Eltern waren arme Hausierer. Sie nahmen Peter jetzt mit, wenn sie auf Reise gingen. Er sollte in Zukunft für sich selbst sorgen und von mitfühlenden Menschen etwas Geld erbitten. Damit ihm das nicht ganz so schwer wurde, hatte ihm sein Vater eine Ziehharmonika gekauft. Trotzdem war es ein elendes Leben.

Einmal kam er auf einer dieser Wanderungen in den schönen Park des Grafen G., als dieser gerade vornehmen Besuch hatte. Die Erzherzogin Gisela von Bayern war mit ihren Kindern dort. Die Herrschaften gingen im Park spazieren; sie ließen den kleinen, halbblinden Jungen ein Weilchen spielen, dann beschenkten sie ihn nicht nur, sondern die Erzherzogin ließ sich von Peter erzählen, wie er sein Auge verloren hatte. Sie ließ seinen Vater kommen, schrieb zwei Briefe, die an ein großes Krankenhaus

in Wien adressiert waren, und übergab sie dem Vater mit dem Auftrag, den Jungen in jenes Wiener Krankenhaus zu bringen und die Briefe dort abzugeben. Ihr Mann, der selbst Augenarzt sei, besuchte öfters dieses Krankenhaus und operiere auch selbst. Sie gab dem Jungen sogar das Reisegeld und versicherte, dass ihn der Aufenthalt in jenem Krankenhaus nichts kosten würde. Überglücklich machten sich Vater und Sohn auf den Heimweg.

Bald darauf reisten sie wirklich nach Wien und suchten die Augenklinik auf. Der Vater hatte sich gesorgt, ob man den Jungen wirklich aufnehmen würde. Doch seine Sorge war umsonst! Kaum zeigten sie den Brief, den ihnen die Kaisertochter mitgegeben hatte, sagte ihnen ein jeder bereitwillig, wohin sie gehen und an wen sie sich wenden mussten. Höflich und zuvorkommend gingen nicht nur die Diener, sondern auch die Pfleger und Ärzte mit ihnen, den armen Leuten vom Land, um. Und das alles auf das Empfehlungsschreiben hin, welches sie bei sich hatten. Außerdem war ihre Ankunft schon von allerhöchster Stelle angekündigt worden, und man hatte einen Platz für Peter vorbereitet.

Genauso ist es im Leben, wenn der große Königssohn Jesus auf unsere Bitte hin den Befehl erlässt, dass uns die Menschen helfen müssen; dann müssen sie uns

helfen, ob sie wollen oder nicht. Oder denkt ihr, dass man diese beiden armen Schlucker in dem großen, eleganten Krankenhaus so bedient hätte? Dort gab es ja, vom Portier aufwärts, lauter vornehme Herren, die die beiden sonst nicht einmal angesehen hätten.

„Niemand kommt zum Vater denn durch mich“, spricht Jesus; so können auch wir nicht anders vor den Herrscher von Himmel und Erde treten als mit der Unterschrift des Sohnes Gottes. Aber wenn wir so kommen, dann macht Er sein Wort wahr: „Was immer ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun.“

Nun, für Peter hatten sich eine Königstochter und deren Mann, Prinz Leopold von Bayern, eingesetzt; als dieser wieder in die Klinik kam, operierte er Peter selbst. Sie hatten das verschleierte Auge untersucht und festgestellt, dass Hilfe möglich war; darum nahmen sie sofort die Operation vor, welche ihnen auch glücklich gelang, so dass Prinz Leopold mit dem Erfolg zufrieden war und den Jungen in den Händen Dr. N.s zurückließ, welcher ihn noch verbinden und die Behandlung beenden sollte.

„Hab keine Angst“, tröstete die Pflegerin den Jungen, dem es in der völligen Dunkelheit ein wenig mulmig zumute war, „du wirst nur ein paar Tage im Dunkeln sein,

dann nehme ich dir die Binde ab, und du darfst wieder wie früher Gottes schöne Welt sehen!“

Peter hatte in diesen Tagen, als er allein war, Zeit genug, darüber nachzudenken, wie es sein würde, wenn er erst wieder aufs Feld gehen würde. Um nichts in der Welt wollte er jemals wieder betteln gehen. Er wollte die Ziehharmonika wegwerfen und wieder ein Hirtenjunge sein. Immer wieder stellte er sich die Sonne vor, wie sie damals untergegangen war, bevor er sein Auge verloren hatte, und jene Scharen von Wildgänsen und wie die scheckige Kuh mit erhobenem Schwanz herumgesprungen war, so dass er laut lachen musste.

Zweimal noch machte Dr. N. etwas an seinem Auge, und das tat noch mehr weh als die Operation des Prinzen. Aber Peter machte sich nichts daraus, denn er würde nicht mehr halbblind sein, sondern die Sonne und die Sterne und seine geliebte Heimat wieder sehen können.

Als die Binde von den Augen des Jungen entfernt wurde und er wieder ans Tageslicht geführt werden sollte, kam auch Peters Vater zu diesem freudigen Ereignis. Er wollte den Jungen wieder nach Hause holen. Ach, welche Hoffnungen hegte er jetzt, aus dem Jungen könne doch noch etwas werden; er sollte kein halbblinder Bettler bleiben.

Wer beschreibt den Augenblick voll Hoffnung und Erwartung; was ging in dem Herzen des Jungen und des Vaters vor, als die Hand des Arztes endlich die Binde löste und man ihn aus dem dunklen Zimmer in ein anderes, von mildem Sonnenlicht erhelltes gebracht hatte? „Sieh dich um, wer alles da ist“, rief die freundliche Pflegerin, die sich mit Peter freute. Der Junge blickte umher, er öffnete die Augen weit, in das bleiche Gesicht trat ein erschrockener Ausdruck, langsam hob er die Hand und fuhr sich über die Augen.

„Wo bin ich?“, rief der Junge erschrocken. „Warum ist es hier so dunkel? Schiebt doch die schwarzen Vorhänge beiseite und macht die Fenster auf! Oder ist es Nacht?“

„Aber, mein Kind, es ist mitten am Tag“, unterbrach der Vater ihn. „Siehst du denn nicht, wie die Sonne scheint?“

Ja, sie schien in hellen Strahlen, und auch die Vorhänge waren zurückgezogen, aber sie schien vergeblich; nie wieder würden die blauen Augen des Jungen sie sehen! Für ihn gab es auf der Welt keinen Tag mehr. Niemals mehr würde er die Sonne am Morgen aufgehen und am Abend verglühnen sehen. Sehr schnell überzeugten sich die Ärzte davon, dass der arme Junge vollständig

und hoffnungslos erblindet war. Wohl hatte ihm die Operation des Prinzen das Augenlicht zurückgegeben, aber Doktor N. hatte die Behandlung so zu Ende geführt, dass alles verdorben war. Anstatt ihn neu zu beleben, war nun auch der letzte Lichtfunke in Peters Auge ausgelöscht.

Wer beschreibt, was in dem Herzen des unglücklichen Kindes vorging, wer wird jemals seine verzweifelten Klagen vergessen? Wer konnte auch, außer seinen Leidensgenossen, diesen unersetzlichen Verlust begreifen? Wer beschreibt den Schmerz des enttäuschten Vaters, als sie ihm das blinde Kind zurückgaben und er mit ihm durch die Straßen von Wien zum Bahnhof eilte?

Allen möglichen Leuten klagte der Vater sein Leid. Sie rieten ihm so manches, Gutes und Schlimmes. Die meisten gaben ihm den Rat, er solle sich an die Erzherzogin Gisela wenden, damit diese sich um den blinden Jungen kümmere, nachdem er im Krankenhaus solch ein Unglück erlitten hatte. Sie war ja reich und großzügig, sie würde ihm sicher eine jährliche Unterstützung zukommen lassen. Nun, der Vater versuchte manches, er ging zu einflussreichen Leuten und schrieb Briefe, aber das half alles nichts, denn es ging nach dem Motto: Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.

Ich bin sicher, dass die Ärzte die Sache vertuschten. Als Prinz Leopold das nächste Mal wieder erschien und sich nach dem Erfolg der Operation erkundigte, gaben sie ihren Kollegen nicht preis, und so erfuhr die Erzherzogin niemals, was aus ihrem Schützling geworden war. Wenn sie den kleinen Blinden gesehen hätte, wie er mühsam mit seiner Ziehharmonika vor den Häusern der Leute spielte und die oft unwillig gegebenen Pfennige, die teilweise harten und verschimmelten Brotrinden einsammelte, wenn sie einen Blick in sein trauriges, finsternes Gesicht geworfen hätte, in das das Leid seine Spuren gegraben hatte, sicher hätte sie Mitleid gehabt und sich um ihn gekümmert.

Ach, es ging Peter schlecht. Sein armer Vater konnte die große Familie nur schwer ernähren. Der Junge fiel ihnen zusätzlich zur Last, und sein Vater würde niemals eine Stütze an ihm haben. Sie alle ließen es ihn spüren, dass er nichts anderes war als ein Krüppel, ein Bettler. Dadurch wurde der Junge boshaft und hart. In die Tiefe des Unglücks, das sein Kinderherz erfüllte, konnte sich kein anderer hineindenken. Er besaß keine eigene Mutter mehr, und die Stiefmutter war eine durch die Last des Alltags abgestumpfte Person.

Weil Peter niemanden hatte, der ihn führte, lernte er, allein zu gehen. Er nahm sich ein Stöckchen und klopfte damit auf den Boden. Er wusste immer, wo ein Grenzstein und wo ein Weg war, wo ein Baum oder ein Wagen stand. Er sagte, dass er es hörte, weil dort, wo etwas stand, die Erde unter seinem Stöckchen oder unter seinem Schritt einen anderen Ton von sich gebe.

Als ein paar unglückliche Jahre vorüber waren, ging der Junge nicht mehr mit seinen Eltern auf Reise. Er hatte einen Kameraden, der ihn begleitete. In jener Zeit spielte er in den Kneipen ganze Nächte lang zum Tanz auf und wurde von der übermütigen Dorfjugend gut bezahlt. Er selbst war zu einem hübschen Jungen herangewachsen. Obwohl er blind war, war er immer sehr gut gekleidet. Eine besondere Vorliebe hatte er für hübsche Porzellanpfeifen mit langen oder kurzen Pfeifenrohren. Dem Alkohol verfiel er zum Glück nicht, obwohl er beständig im Wirtshaus saß.

Er selbst blieb in der übermütigen Gesellschaft immer traurig – immer ernst. Er hatte immer einen Jungen bei sich, der lesen konnte. Am Sonntag oder wenn sie auf ihren Reisen unter einem Baum Rast machten, ließ er sich von ihm aus dem Gebetbuch oder Gesangbuch die alten Gebete und Kirchenlieder vorlesen. Das allerdings, was

ihn allein in seiner Dunkelheit und Traurigkeit hätte trösten können, kannte er nicht, obwohl er evangelisch war.

Wenn er im Winter zu Hause war, saß er jeden Sonntag in der Kirche. Er kam immer mit seinem Vater dorthin und hörte aufmerksam zu. Aber er dachte, dass das genug wäre, und war zufrieden, wenn er „seine religiöse Pflicht“ erfüllt hatte, wie man das nannte.

Und so hätte es mit ihm sein ganzes Leben lang weitergehen können. Er hatte ein gutes Auskommen. Im Scherz pflegte er zu sagen, dass er nach Niederrungarn gehe, um „Schulden einzukassieren“. Hätte er gewollt, so hätte er mehr als ein Mädchen zur Frau haben können, er brauchte nur zu wählen. Aber da geschah etwas Unerwartetes, was Peters Leben eine andere Richtung gab. Damit begann der dritte Abschnitt in seinem Leben.

Als der junge Mann im Jahr 1862 wieder auf die Wanderschaft ging, nahm er einen Jungen, Johannes H., mit. Es war ein hübscher, schwarzhaariger Junge, leicht und gewandt in seinen Erzählungen und Bewegungen wie eine biegsame Gerte. Es war ein Wunder, dass seine Mutter sich von ihm trennte, aber sie war arm wie eine Kirchenmaus. Und dem Jungen ging es bei Peter nicht schlecht. Er versorgte ihn anständig mit Kleidung und Schuhen, und er brachte noch etwas Geld nach Hause.

Johannes weinte, als er sich in der Fremde befand. Er, ein Kind der bewaldeten Hügel, konnte sich nicht an die öde, flache niederungarische Tiefebene gewöhnen. Er sehnte sich nach seiner Mutter, aber noch nach etwas anderem, was ihm über alles andere ging.

Einen solchen Jungen hatte Peter noch nicht als Begleiter gehabt. Dieser war gehorsam, fleißig und immer zum Singen aufgelegt. Wenn sie irgendwo Rast machten, zog er ein kleines Büchlein aus der Tasche; in diesem hatte er Lieder aufgeschrieben. Wie klang es durch die Ebene, wenn er mit seiner glockenhellen Stimme zu singen begann. Es waren weder die alten feierlichen Gesangbuchlieder noch weltliche Lieder. Aber in jedem von ihnen kam der Herr Jesus, der Sohn Gottes vor.

Peter hatte wenig oder überhaupt noch nicht an ihn gedacht, aber jetzt, wo er durch Johannes an ihn erinnert wurde und hörte, wie vertrauensvoll der Junge zu Ihm betete, musste auch er über Jesus nachdenken.

Johannes hatte ein kleines Neues Testament bei sich, und wenn sie jetzt zusammensaßen, las er nicht nur die Gebete aus dem „Büchlein“ – dem Gebetbuch –, Johannes las auch das Wort Gottes vor, und Peter hörte zu und dachte darüber nach. Als er den Jungen fragte, woher er die Lieder habe, erzählte ihm dieser fröhlich, dass sie zu

Hause eine Sonntagsschule hätten, in der sie ganze Kapitel aus der Bibel auswendig lernten, ebenso die Lieder. Auch einen Kinderbund hätten sie; wer dazugehörte, müsse täglich in der Bibel lesen und dürfe keinen Alkohol trinken. Er erzählte, dass sie alle den Heiland liebten, weil Er sie so sehr geliebt hatte und für sie gestorben war, ja, dass Er ihnen die Sünde vergebe und einst wiederkommen werde, um sie zu sich in den Himmel zu holen. Den ganzen Sommer über sprachen sie von diesen Dingen. Peter lernte die Lieder singen und auf seinem Instrument spielen. Das Wort Gottes ließ er sich so oft wiederholen, bis er alles, was Johannes auswendig wusste, ebenfalls aus dem Gedächtnis hersagen konnte. Johannes äußerte auch, wie abstoßend die Wirtshäuser waren, das Geschrei und der übermäßige Alkoholkonsum. Peter musste zugeben, dass er recht hatte, und es wurde ihm schwer ums Herz, dass er nicht auf andere Weise Geld verdienen konnte. Beide konnten kaum den Winter abwarten.

Am ersten Sonntag, den sie wieder zu Hause verbringen durften, erschien Johannes in der Sonntagsschule, aber nicht allein; mit ihm kam ein hochgewachsener Junge mit ernsten, traurigen Gesichtszügen, einäugig und blind. An jenem Nachmittag begann ein anderer

Arzt seine Operation an Peter, Er begann, ihm die Decke seiner Selbstgerechtigkeit von seinen geistigen Augen wegzunehmen. Noch bevor der Winter vorüber war, konnte der Junge mit großer Freude bezeugen: „Früher war ich blind, aber jetzt kann ich sehen!“ Zuvor blieben die Augen seines Körpers auch weiterhin geschlossen, aber die geistigen öffneten sich immer weiter und heller. Auch er durfte von Herzen mit den anderen einstimmen:

*„Mein Jesus vergab mir die Sünden,
und Frieden fand ich in Ihm!“*

Der Junge versäumte keine einzige Kinderstunde und auch keine sonstige Gelegenheit, das Wort Gottes zu hören, das ihm immer vertrauter wurde. Endlich fand er auch Trost für seine körperliche Blindheit; er war nur sehr traurig, dass er das Wort Gottes nicht selbst lesen konnte.

Aber auch das hatte sein Gutes; so las es ihm sein Vater vor, der sonst wohl nicht nach der Bibel gegriffen hätte. Ein Sprichwort sagt: „Viele Wege führen nach Rom.“ Ob das wahr ist, weiß ich zwar nicht, aber das eine weiß ich, dass die Wege eines Menschen, der gerettet werden will, alle ins neue Jerusalem führen, mögen sie

auch noch so rau und dunkel aussehen. Wäre Peter nicht erblindet, dann wäre ihm wohl niemals das ewige Licht aufgegangen, und er wäre nie ein Jünger Jesu geworden.

Kein Winter war für Peter so schnell verfliegen wie dieser glücklichste Winter seines Lebens, als ihm sein Heiland begegnete, der die Arme nach ihm ausstreckte und ihm zurief: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ – „Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst, du bist mein.“ – „Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ Er hörte diesen Ruf, er ging zu Jesus und fand Ruhe und Frieden; er sah ein Licht und führte eine unbeschreibliche Freude, die sein ganzes Herz erfüllte.

Noch niemals war Peter der Abschied von der Heimat so schwer geworden. Der Gedanke quälte ihn, dass er nun wieder in den Wirtshäusern bei lauten Festen zum Tanz aufspielen musste, nur um sein tägliches Brot zu verdienen. Da er aber keinen anderen Weg für sich sah, meinte er, dieses Kreuz auf sich nehmen zu müssen. So wurden die Briefe, die Johannes für ihn schrieb, immer trauriger. Es klang der Aufschrei einer gequälten Seele heraus, die erst jetzt zu begreifen anfang, wie elend sie bisher gelebt und welchem Herrn sie gedient hatte.

„Helft mir doch, eine andere Beschäftigung zu finden!“ Diese Bitte klang aus jedem Brief. Seine Freunde, die ihn wie einen Bruder liebten, taten, was sie konnten, und versuchten alles Mögliche. Sie litten mit ihm, sie beteten für ihn, und sie hofften nicht vergeblich, denn wenn es auch manchmal so aussieht, als ob der himmlische Vater unsere Gebete nicht beantworten würde, hat Er doch schon längst alle Vorbereitungen getroffen, damit die Erhörung dann um so herrlicher wird. Während der betübte Peter dort in der niederungarischen Tiefebene Gott anflehte: „Herr, erlöse mich aus dieser Hölle, hilf mir doch!“, betete auch während jener Zeit in den wunderschönen Schweizer Bergen sein Freund Jan Chorvat: „Herr, hilf mir doch, etwas für Peter zu finden, damit er in eine Anstalt für Blinde kommt.“ Er selbst konnte nicht viel tun, denn er war ein armer Schüler der Missionsanstalt St. Chrischona, der weder wohlhabende noch einflussreiche Bekannte hatte.

Aber der große Gott hörte die Bitten der beiden, auch wenn die Hilfe scheinbar lange auf sich warten ließ. In jener Zeit machte sich aus dem fernen, heißen Ägypten der reiche Fabrikant L. auf den Weg nach Paris, und auf der Durchreise stattete er der Missionsschule St. Chrischona einen Besuch ab. In jener Anstalt hatte er vor

Jahren als armer Junge gelebt. Von dort war er nach Ägypten gekommen und Gott, von dem alle gute und vollkommene Gabe kommt, hatte ihm die Herstellung einer besonderen Seife gelingen lassen, auf deren Erfindung er ein Patent bekam. Später baute er eine kleine Fabrik, und in kurzer Zeit war er ein reicher, bekannter Mann.

Dieser reiche Mann hatte schon damals, als er noch arm war, traurig bemerkt, dass es in Ägypten so viele Blinde gibt. Als er nun zu Vermögen gelangt war, eröffnete er eine Schule für Blinde in Ägypten, eine zweite in Paris. Er unterhielt beide Anstalten aus eigenen Mitteln und hatte Verbindung zu allen Blindenschulen Europas. Diesen Menschen schickte der Herr nach St. Chrischona.

Peters Freund kannte ihn nicht. Der Fabrikant hielt sich ein paar Tage dort auf, und erst am letzten Abend hatten die Missionsschüler Gelegenheit, ihn näher kennenzulernen, als er ihnen zur Stärkung ihres Glaubens von Gottes Führungen erzählte. Am nächsten Tage reiste er frühmorgens ab.

Wie traurig war Jan Chorvat, dass er keine Gelegenheit mehr fand, mit ihm zu sprechen. Dieser Mann hätte sicher etwas für Peter getan. Er hätte ihm einen Rat gegeben, ja ihn vielleicht an irgendeine Anstalt empfehlen

können. Ach, dass er erst so spät erfahren hatte, wer dieser Mann eigentlich war! Traurig und dennoch entschlossen, wenigstens einen Versuch zu wagen, schrieb er Herrn L. einen Brief.

Das war keine Kleinigkeit für einen so bescheidenen, beinahe schüchternen Jungen wie Jan Chorvat, an einen so hochgestellten Mann zu schreiben mit der Bitte, er möge doch etwas für den armen Peter im fernen Ungarn tun, damit dieser etwas Richtiges lernen könne, um sich sein Brot zu verdienen. Wie gesagt, es war keine Kleinigkeit, aber er tat es. Ein Unsichtbarer führte die Hand des Briefschreibers und lenkte das Herz des Empfängers. Einige Wochen später kam die Antwort: „Peter M. soll nach Wien ins Blindeninstitut kommen; er wird dort erwartet. Es ist alles für ihn vorbereitet und bezahlt. N. N.“

Jetzt war allen klar, warum der Herr so lange nicht auf die Gebete geantwortet hatte. Ägypten ist weit von der Schweiz entfernt und noch weiter von Ungarn; und dort kannte er einen Mann, von dem er wusste, dass dieser Mann dem armen Peter, den er nie im Leben gesehen hatte, ja von dessen Existenz er gar nichts ahnte, auf seinen Befehl bereitwillig helfen würde. Diesen Mann musste der Herr erst von Ägypten nach Europa schicken und ihm auftragen, seine ehemalige Schule zu besuchen und

den Schülern zu deren Glaubensstärkung seine Lebensführungen zu erzählen. Ja, er musste ihn Jan Chorvat vor die Augen stellen, damit dieser ihm schreiben konnte.

Ach, unser Herr hat oft viel Arbeit, um unsere Gebete zu erhören. So war es auch hier. Aber nun stellt euch, wenn ihr könnt, die Freude der slowakischen Geschwister vor, als diese Botschaft kam und sie Peter brieflich verständigen durften, er solle augenblicklich nach Hause zurückkehren.

Keine zwei Wochen waren vergangen, da saß Peter schon in der Korbflechterwerkstatt des Blindeninstitutes, wo er die Möglichkeit hatte, in der Blindenschrift lesen und schreiben und außerdem das schöne, solide Korbflechterhandwerk zu lernen. Obwohl er kein ganzes Jahr dort blieb, verließ er die Schule als fertiger Meister. Die Liebe Gottes, die in Herrn L.s Herz ausgegossen war, versorgte ihn mit allen nötigen Werkzeugen, ja sogar mit einem kleinen Anfangskapital. Aber was mehr als alle Schätze dieser Welt war, gab ihm das Wort Gottes in der Blindenschrift, soweit dies in tschechischer Sprache zu haben war, nämlich die vier Evangelien, einige Briefe und die Psalmen.

Wer hätte dem blinden, unglücklichen Bettler früher sagen können, dass er einmal als geachteter Korbflech-

termeister nicht nur sich selbst, sondern seinen verwitweten alten Vater ernähren würde, ja, dass dieser ihm auch die Bücher aus der Bibel vorlesen würde, die es in Blindenschrift nicht gab? Und wer hätte ihm gesagt, dass er als körperlich Blinder, aber mit besonderen Gaben des Heiligen Geistes ausgerüstet, geistlich Blinde zum Herrn führen würde? Beides geschah. Oft war die Wohnung voll von fremden Menschen, und am Tisch saß der junge blinde Bruder und las mit Hilfe seiner Finger aus der Bibel vor. Das Gesicht, das in Kindertagen so traurig und finster geblickt hatte, trug jetzt den Ausdruck des Friedens und des Lichtes. Es gab Stunden, in denen Peter solch eine Freude an seinem Heiland hatte, den er über alles liebte, dass er sein Leid ganz vergaß. Er lebte zwar auf dieser Welt in Armut, aber er gehörte zu den „Armen, die doch viele reich machen“. Immer glücklich, immer zufrieden, von seinen Nachbarn geachtet, von seinen Mitchristen geliebt, ging er in der Lebensmitte dahin, wo „seine Augen den König sehen in seiner Herrlichkeit“.

Vielleicht hat er, von Engeln hinaufgetragen, noch einmal einen Blick auf die Heimat werfen dürfen, die er mit den Augen seines Körpers nie mehr gesehen hatte; und im Paradies hat er sicherlich seinem Herrn gesagt, dass dieser alles zum Besten hat werden lassen und dass

die körperliche Blindheit, die für ihn am Anfang ein furchtbares Unglück gewesen war, in Gottes Hand für ihn eine Quelle ewiger Freude wurde.